

Gesindemärkte.

In der letzten Nummer der „Sozialen Praxis“ schreibt Dr. Quarc: Mitten im Kampf um den Fortschritt vergräbt man gar zu leicht, daß es weit, weit hinter der Front nach Dinge giebt, die in meilenweisem Abstand von demjenigen sich befinden, was man eben noch als ganz ungenügendes Zugeständnis an das Streben nach Besserem bezeichnet hat. Je nachdem das Bewußtsein von dieser Sachlage geschärft ist oder nicht, wird man froher schon über erreichte kleine Fortschritte sein, wenn sich nur die fortschreitende Bewegung unaufgehalten entwickelt, oder man wird zu pessimistischen und unter Umständen unbegründet extremen Konsequenzen gelangen. Auf das geringere oder klarere Bewußtsein von diesen Dingen führe ich nebenbei einen großen Theil der kleinen Auseinandersetzungen zwischen sog. „Sozialreformern“, „Kadern“, „Gewerkschaftlern“ oder wie sie sonst genannt werden, und den „Radikalen“ in meiner, der sozialdemokratischen, Partei zurück. Und es ist jedenfalls nützlich, dann und wann etwas hinter die Front zurückzublicken. Die Januarwoche haben mir nun den Anlaß gegeben, an eine Sache zu erinnern, die bei allen Diskussionen der letzten Jahre über die beste Regelung der Arbeitsvermittlung sowohl, als bei den mehrfachen Erhebungen der Lage der ländlichen Arbeiter (Verein für Sozialpolitik, Evangelisch-sozialer Kongreß, sozialistische Agrarconquete) gar nicht erwähnt wurde, und die doch ein Rest ist, welcher von dem modernen Fortschritt noch gar nicht berührt erscheint: die Gesindemärkte, die förmlichen Menschenmärkte für ländliche Diensthöfen, die nicht etwa bloß vereinzelt, sondern, wie es scheint, über ganz Deutschland hinweg noch erhalten sind.

Entweder Anfangs Januar, noch mehr aber kurz vorher, am dritten Weihnachtstag, dem alten west- und mitteldeutschen Umzugstag der ländlichen Diensthöfen, der früher sogar mit Musik, Gesang und gegenseitiger Begleitung gefeiert wurde, vereinzelt auch Anfang Dezember und kurz vor der Erntezeit jeden Jahres finden jene Gesindemärkte noch an zahlreichen deutschen Orten statt. Breslau und Dresden sind mir als die einzigen Großstädte bekannt geworden, die heute noch in Betracht kommen. Dann giebt mir meine seit Jahren betriebene, aber ganz gewiß noch lange nicht erschöpfende Datensammlung Thüringen (Altenburg, Jersitz) und die Provinz Sachsen (Borna), ferner Schleswig (Krempe in der Marsch), die Rheinprovinz (Reg.-Bez. Trier) und Eifelgebiet (Wittlich, Neuwied, Weiden, Prüm, Wittlich), Lothringen (Friedrichshagen, Ravensburg) und Lothringen (Mey) als Orte solcher Gesindemärkte an. In Frankfurt a. M. ist der sog. „Dalle“, d. h. ein Gesindemarkt für sülbdänische Knechte auf offenem Markt seit einigen Jahren polizeilich verboten, und ebenso las ich im September 1894 aus Groß-Wartenberg in Ober-Schlesien, daß die Abhaltung des „Muzelmarktes“ (in Breslau dieselbe Bezeichnung) am Michaelistage unterjagt wurde. In Siegnis, wo ein entsprechendes Verbot vorzuliegen scheint, hat am 19. Januar ds. Jz. der

landwirtschaftliche Kreisverein beschlossen, beim Regierungspräsidenten den Antrag auf Wiedereinführung zu stellen. Grund war in Frankfurt der Wunsch, die Leute in den damals noch unvollkommen geplanten städtischen Nachweis zu treiben; für die schlesischen Städte ist mir kein Grund bekannt geworden. Bayern, Baden, Hessen, die preussischen Nordost- und Ostprovinzen sind nicht vertreten, also Gebiete des Klein- und des Großbesitzes. Besonders zu häufen auf verhältnismäßig engem Raume scheinen sich dagegen die Gesindemärkte im Regierungsbezirk Trier auf der Eifel. Dort machen sich die Knechte und Mägde auch noch durch ein um den Arm geschlungenes Strohhalm als Stellenjuchende kenntlich; dort fallen diese Menschenmärkte auch noch mehrfach mit Viehmärkten zusammen.

Ueber die Frequenz wird desto mehr geklagt, je jünger die „Marktberichte“ sind. Aus Breslau heißt es unterm 28. Dezember 1893 in der „Schles. Ztg.“: „Der sog. Muzelmarkt wurde auch in diesem Jahre am 2. Weihnachtst-Feiertage an der Staupfäule vor dem Rathhause abgehalten. Es zeigte sich aber in deutlichster Weise, daß dieser früher so stark besuchte Markt seine Bedeutung verloren hat. Rustikalbesitzer und Erbsassen waren gar nicht, geeignetes Dienstpersonal nur in geringer Zahl erschienen. Gesindevermieter aus der Stadt und vom Lande hatten sich eingefunden, um Gesinde zu miethen, sie erzielten aber gar keinen Erfolg, weil fast gar kein lediges Gesinde vorhanden war.“ Vom Dresdener Gesindemarkt, der am 2. Januar früh im Ballhause auf der Baugener Straße eröffnet und Mittags in einem Restaurant am Theaterplatz fortgesetzt wird, heißt es: es erschienen 1894 nur noch 300 männliche und 8 weibliche Diensthöfen, dieses Jahr (1897) vollends nur 60 männliche und 2 weibliche, während die Zahl der Personal suchenden Landwirthe von 80 auf 150 in derselben Zeit gestiegen war. Aus Altenburg wurde für 1893 und noch für 1895 ein großes Angebot von Arbeitskräften auf dem offenen Markt gemeldet, dieses Jahr wird ebenfalls über Mangel an Stellejuchenden geklagt. Nähnlich aus Mey schon 1893, während aus der Eifel bis in die neueste Zeit von starkem Besuch geschrieben wird.

Kirchliche Eiferer namentlich in katholischen Gegenden, in der Eifel haben schon mehrfach auf Missethate bei den Gesindemärkten aufmerksam gemacht. Sie nennen Bekehrten, auch weislicher Personen, sowie geschlechtliche Erzeuße und mangelhaften Kirchenbesuch als Folgen der Gesindemärkte. Der nüchterne Volkswirth wird sich sagen, daß diese Dinge, wenn sie überhaupt so arg sind, bei Personen nur zu erklärlich erscheinen müssen, die auf einige kurze Stunden dem strengen ländlichen Dienstverhältnis entronnen sind und wissen, daß sie alsbald in ein neues treten müssen. Mehr in die Technik des Arbeitsnachweises schlägt schon eine in der „Kölnischen Volkszeitung“ vom 7. Dezember 1892 enthaltene Andeutung, der nachgegangen werden müßte, und die dahin lautet, daß „die Mittel, welche oft angewandt werden, um die jungen Leute zum Dienst für ferne Gegenden und größere Städte zu bekommen, sehr verwerflich“ seien. Möglicherweise spricht daraus jedoch auch nur der Verdruß des örtlichen Arbeitgebers, der das Gesinde ungern nach aus-

wärts gedungen sieht. Im Uebrigen wird viel geschaut nach der Körperbeschaffenheit des Gesindes auf den Menschenmärkten, geprüft und gefeilscht, wobei die Naturalzugaben zum Lohn, Schuhe, Socken, Umschlagtücher für Mädchen ab- und zugehandelt werden, oder die Zahl der Ausgehstage, die formlos versprochen und später oft ebenso formlos nicht gewährt wird.

Eine nicht unwichtige Lohnstatistik endlich ließe sich aus den oft in den Lokalblättern veröffentlichten Kurszetteln dieser Menschenbörsen herstellen. Aus Dresden heißt es dieses Jahr, daß den Großknechten 270—330 Mk., den Mittelknechten 200—260 Mk. pro Jahr bei freier Station gewährt wurden; aus Altenburg, daß Schirmmeister und Großknechte 270—360, Mittelknechte 225 bis 255, Kleinknechte 120—150 Mk., Stallungen 120—150, und „Osterjungen“ 90—105 Mk. erhielten; aus Jersitz 1894, daß die Löhne für die drei Hauptkategorien 240 bis 270, 180—210 und 120 Mk. betragen; aus der Eifel im Jahre 1893, daß für Knechte 150—240, für Dienstmägde 108—180 Mk. bewilligt wurden. Selbstverständlich, daß es sich meist nur um sehr rohe Zahlenangaben handelt. Dann und wann läuft auch eine sozialbedeutungsvollere Angabe mit unter, wie die aus Neuwied in der Eifel, daß „manche kleinere Landwirthe ihre Kinder verdingen müssen, um von deren Ersparnissen die Schulzinsen zu decken“. Es erscheint also, man könnte noch mehr als Lohnstatistik auf diesen uralten Menschenbörsen lernen.

Den abstoßendsten Eindruck macht von vornherein die besondere Gestaltung, welche die Einrichtung in Württemberg erhalten hat: daß nach Friedrichshafen am Bodensee und Ravensburg in Oberschwaben und sonstwohin Hunderte von Tiroler Kindern im März durch österreichische Geistliche gebracht und dort in Gasthöfen an die Bauern als Hütekinder und Aehnlichem verdingen werden. In der Eifel die Geistlichkeit als Gegnerin, hier als Beförderin eines förmlichen Menschenhandels! „Die Nachfrage war heute groß, die Lohnpreise steigend“, so heißt es in einem Zeitungsbericht aus Ravensburg. In Landeck (Tirol) besteht „zum Wohl“ der Hütekinder ein Verein für die Verschickung und Wiedereinholung derselben, welche an „Simon und Juda“ (Herbst) angeblich „mit doppelter Ausrüstung und Baargeld in die heimathlichen Dörfer zurückkehren“.

Vereinzelt ist bereits, und nicht bloß von Geistlichen, gegen die Gesindemärkte angekämpft worden, um ihnen noch schneller ein Ende zu machen, als es ihrem, wie es scheint, mancherorts doch recht jähem Dasein die wirtschaftliche Entwicklung bereitet. Die polizeilichen Verbote erwähnte ich schon Anfangs, die landwirtschaftlichen Vereine um Jersitz sprachen sich 1894 gegen den alten Brauch aus, und die Landwirthe bejuchten deshalb den Markt nicht mehr wie früher. Umgekehrt protestirte in Krempe (Schlesw. Marsch) im August 1895 eine Bürgerversammlung auf dem Rathhause im „geschäftlichen“ Interesse des Städtchens gegen den wider den Erntearbeitsmarkt gerichteten Beschluß der zuständigen Synode. Ueber Gesindeagenten und „Kontraktbruch“ haben die Vertretungen der deutschen Landwirthe schon oft verhandelt, über Gesindemärkte noch gar nicht oder sehr

Dorenberg.

Erzählung von Adolph Streckfuß.

(6. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Den Rauch in großen Wolken von sich stoßend, ging der alte Herr im Zimmer auf und nieder, indem er hie und da seltsame Schwankungen mit dem Pfeifenrohr machte. Endlich blieb er vor Heldreich stehen und sagte mit einem Ton der Innigkeit in der Stimme, den man dem vertrockneten Büchermenschen niemals zugehört hätte: „Herr Heldreich, Sie kommen heute, um mir mein letztes Manuscript zu bringen; damit wäre denn unsere Geschäftsverbindung gelöst, nicht aber, so denke ich, unser ferneres Zusammenleben — ich habe Sie lieb gewonnen und möchte Sie mir erhalten. Obwohl ich sonst sehr vorsichtig bin, junge Leute in meine Familie einzuführen, ich überlasse das meiner Frau, so will ich doch mit Ihnen eine Ausnahme machen. Kommen Sie, ich werde Sie meiner Frau vorstellen.“

Heldreich entschuldigte sich vergeblich, daß er kein hochzeitlich Kleid, keinen Frack an habe; er möchte wollen er nicht, er wurde zur Frau Geheimrätthin geschleppt, vorgestellt und auf's freundlichst aufgenommen. Die Geheimrätthin, eine feine Frau mit einem etwas aristokratischen Wesen, welches seltsam von den trockenen Manieren ihres Gatten abwich, zeigte gegen Heldreich eine gewinnende, offene Freundlichkeit. „Sie freuen sich“, sagte sie, „des Besuchs um so mehr, als Sie zwei Wünsche habe, welche beide der junge Freund Ihres Gatten erfüllen könne; der erste, daß er ihren beiden Knaben lateinische Nachhilfestunden gebe, der zweite, daß er ihrem Gatten auch ferner ein liebevoller Gesellschaftler bleibe und zwar nicht nur in der Studirstube, sondern auch im Schoße der Familie.“

So war denn Heldreich plötzlich eingeführt in eine

reiche, vornehme Familie, in dieselbe aufgenommen als ein gern gesehener Gast. Seine Zukunft war gesichert, denn außer den Privatstunden, welche ihm heute die Geheimrätthin angeboten, hatte er noch einige andere Stunden durch die Empfehlung des Polizei-Lieutenant von Alt bekommen. Jetzt konnte er sich mit größerer Ruhe den Studien widmen, welche ihn nach der Residenz geführt hatten, diesen Studien, welche seit kurzer Zeit für ihn eine ganz andere Bedeutung als früher erhalten hatten. Wenn er in früherer Zeit zweifelhaft gewesen war, welchen Lebensberuf er ergreifen sollte, hatte sich ihm niemals die Frage aufgeworfen, welches Studium ist wohl das einträglichste? Er hatte stets nur die Wissenschaft im Auge gehabt; seit einiger Zeit dachte er aber daran, daß mit dem Studium auch seine künftige Lebensstellung verbunden sei, daß er einst, wenn er sehr fleißig sei, in sechs Jahren Assessor mit einem kleinen auskömmlichen Gehalt sein könne. „In sechs Jahren“, so dachte er, „bin ich achtundzwanzig Jahr alt, das ist gerade das richtige Alter zum Heirathen!“ Er trat dann nach dem kleinen Häuschen gegenüber. Manche Stunde hatte er in den vergangenen Monaten so am Fenster gestanden und mit stets erhöhtem Interesse das blondgelockte Engelsköpchen betrachtet; weiter aber war er in seiner Bekanntschaft nicht gekommen, ja, die Schöne gegenüber ahnte sicherlich nicht, daß dort in dem hohen Dachkammerchen ein junger Mann wohnte, der ihr Bild sich so tief in sein Herz geprägt hatte, daß er sich niemals mehr eine Zukunft denken konnte ohne sie, deren Namen er nicht einmal wußte.

Seit jenem Tage, an welchem er den Baron so freundlich mit dem jungen Mädchen hatte scherzen sehen, war es Heldreich unmöglich gewesen, sich näher nach dem Namen und den Verhältnissen der Schönen zu erkundigen.

Fürchtete er eine ungünstige Auskunft zu erhalten? Sollte er die Geliebte nicht von dem Schleier des Rathfels, der sie umgab, enthüllt wissen? Heldreich gab sich darüber selbst keinen Aufschluß, er war zufrieden, die Geliebte täglich sehen zu können, sie bei der Arbeit, beim Schaffen im Häuslichen, bei ihren Spaziergängen in dem hinter dem Hause belagerten Garten beobachten zu können, etwas Weiteres verlangte er vorläufig nicht, denn diese Beobachtungen gaben ihm den Beweis, daß das junge Mädchen ebenso häuslich, sittsam und liebenswürdig sein müsse, als sie schon war.

Die Thür des kleinen Hauses gegenüber blieb fast fortwährend geschlossen, die Bewohner desselben führten offenbar ein von der ganzen übrigen Welt so abgegrenztes Leben, daß sie kaum von anderen Menschen gekannt wurden, sie waren sich selbst genug, nur zwei Menschen, aber zwei, welche mit der innigsten Liebe aneinander hingen.

Außer dem Engelsköpchen lebte in dem kleinen Hause noch ein alter Herr, offenbar der Vater der Schönen, den sie mit einer wunderlieblichen Art pflegte und bediente. Wenn er sich in dem Garten erging, trug sie ihm weiche Kissen und das Pfeifchen nach. Auf seinen Spaziergängen stützte sie ihn, Abends las sie ihm vor. Oft war noch spät am Abend Heldreichs Fernrohr auf die Gartenlaube gerichtet, in welcher das junge Mädchen ihrem Vater mit liebevoller Sorgfalt den Lehnstuhl zurecht rückte, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß sie beobachtet wurde.

Außer dem Vater und seiner Tochter wohnte Niemand in dem kleinen Hause. Das junge Mädchen führte die Wirtschaft allein, nur Morgens kam eine alte Frau auf etwa eine Stunde, um die größten Arbeiten zu verrichten. War diese alte Dienerin aus dem Hause, dann blieben die beiden Bewohner meist sich ganz selbst überlassen, selten hörte ein Besuch die stille Einsamkeit und nur noch

wenig; und doch läßt die oben zitierte Breslauer Notiz erkennen, daß im Osten die gewerbmäßigen Gefindevermiether auch in die Gefindemärkte eindringen.

Werden sie gerade jetzt, wo wir im Vorderreffen für die Gesundung der großstädtischen und gewerblichen Arbeitsvermittlung thätig sind, nicht auch einmal ihren Forscher finden, der ihre Uebergehung durch die letzte preussische Arbeitsvermittlung-Erhebung wieder gut macht, ihren Zusammenhang mit zurückgebliebenen ländlichen Arbeitsverhältnissen klarlegt und der Gesundung die Wege bahnt?

Soziales und Partei-Leben.

Eine nationalökonomische Wahrheit sprach ein Dachdecker aus, der vor dem Gewerbegericht zu Ebersfeld um 38 Mk. rückständigen Lohn klagte, worin auch die Forderung der Vergütung für die Feiertage enthalten war. Die Beklagten behaupteten, der Mann habe stets in Tagelohn gearbeitet und nicht allein seinen Lohn pünktlich, sondern sogar sehr oft Vorzuschuß erhalten. Darauf erwiderte der Kläger: wenn ich in Tagelohn gearbeitet haben soll, konnte ich auch jeden Tag Lohn beanspruchen und kann dann doch von einem „Voranschuß“ keine Rede sein. Der Mann hatte damit recht; es ist ein vielverbreiteter Usus unter den Arbeitgebern, daß sie noch von Vorzuschüssen sprechen, wenn der Arbeiter schon 1 Woche und noch länger gearbeitet, also in Wirklichkeit dem Arbeitgeber „vorgezogen“ hat. Das Gericht glaubte den Arbeitgebern und wies den Kläger mit seiner Forderung ab.

In Bellinzona (Kanton Tessin) legten von 105 Arbeitern der Gußfabrik Cabbardi u. Co. 22 die Arbeit nieder, weil ihre geforderte Lohnhöhung nicht bewilligt wurde. Der Intervention des Arbeiterssekretärs Greulich von Zürich gelang es, den Streik rasch zu schlichten. Die Streikenden erreichten eine Lohnhöhung von 10 pCt. Bei dieser Gelegenheit wird aus einem Geschäftsaktual der genannten Fabrik an ihre Kunden folgendes charakteristische Schreiben veröffentlicht: „Die billigen Arbeitskräfte des Kantons Tessin, die uns speziell in unserer Branche zur Verfügung stehen, setzen uns in den Stand, unsere bisherigen Preise um ein ganz Bedeutendes zu reduzieren.“ — Also Schmutzkarren auf Kosten der Arbeiter.

Aus Nah und Fern.

Eine Erinnerung muß der eben abgeschlossene Prozeß Hildebrandt nach. Es war im Frühling 1878, kurz bevor der ominöse Brief, der in der am letzten Freitag in Berlin verhandelten Privatklage eine betrübliche Rolle spielte, geschrieben war. Nach dem Herr Stöcker kaum Zeit zum Feinschleifen gegen seinen lieben Antisemiten gefunden, denn im vorliegenden Streit spielten sich ja fast Vorgänge ab, die einem sehr hitzigen Begegnung hatten. Der Klavierhändler Hildebrandt hatte durch den bekannten Schuß vom 11. Mai 1878 zwar nicht den Leib, wohl aber den Hörsinn verloren und wurde taub. Wie das kam, darüber gab der wandlungsfähige Schreiber Grünberg 1884 in den „Demokratischen Blättern“ einige Aufklärung. Er erzählt zunächst, wie Hildebrandt in der christlich-sozialen Partei Aufnahme und Verehrung als Flugblattverkäufer gefunden und dann kurze Zeit darauf das Amt des Hildebrandt hatte. Am Tage des Attentats noch wurde Grünberg, damals Schriftführer der von Stöcker geleiteten christlich-sozialen Arbeitspartei, von der Kriminalpolizei dem Untersuchungsrichter Landgerichtsrath Jodel zugeführt. Darnach führt Grünberg nach Schilderung dieser Begebenheiten fort: „Durch ich zehn

Jahre lang der sozialdemokratischen Partei gedient hatte, vermochte ich doch keine andere Auskunft zu geben, als daß ich durch Gollombek (Herausgeber und Redakteur des christlich-sozialen und sozialistenbüchenden „Staatssozialist“) und Stöcker zu diesem Menschen (Hödel) gekommen sei. Herr Stöcker war natürlich sehr ertrübt über diese Mitgliedschaft, ließ den Namen sofort streichen und mahnte zur Vorsicht bei der Aufnahme. Wie aber hätte ich Vorsicht üben sollen? War doch Herr Stöcker umgeben von einer Schaar schiffbrüchiger Existenzen, Stadtränder, Doktoren und zweifelhafter Größen aller Art. Solche Leute erschienen dann bei mir und verlangten im Namen Stöcker's Aufnahme in die Partei. So ging es auch mit Nobiling. Dieser war ebenfalls Mitglied der christlich-sozialen Partei und die christlich-soziale Partei kann nur Gott danken, daß die Mitgliedskarte nicht wie bei Hödel, so auch bei Nobiling gefunden wurde. . . . Damals (am 2. Juni 1878, dem Tage des Nobiling-Attentats) vernichtete ich sofort die alte Mitgliedsliste und fertigte eine neue unter Weglassung des Namens Nobiling an. Indes war diese Vorsicht überflüssig; denn die Polizei nahm in diesem Falle Abstand davon, bei uns zu recherchieren. Was die fragwürdigen Existenzen bedingt, so hat sich die Partei bis heute nicht gebessert, denn ich glaube behaupten zu dürfen, daß General Booth in seiner Heilsarmee nicht solch ein Bündel mit sich führt, wie es sich um die christlich-soziale Fahne des Herrn Stöcker drängt.“ So der Schneider Grünberg, der hier nur vergessen hat, sich selber in die Gesellschaft der fragwürdigen Existenzen einzureihen. Mit den Mitteln, die Stöcker heute zu seiner Verteidigung anwendet, arbeitete er auch damals. Stöcker mußte die Wichtigkeit der Grünberg'schen Angaben zugeben. Dies hat den frommen Mann natürlich nicht gehindert, nach dem Attentat die Tat Hödel's als die Frucht der „teuflichen Lehren“ der Sozialdemokratie und Hödel selbst als deren Typus und Vertreter hinzustellen. Genau nach demselben Rezept ließ Bismarck sich einige Monate später vom deutschen Reichstage das Schandgesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie bewilligen.

Eine graunige Fahrt mußte gestern Abend unfreiwillig der auf dem Bahnhof zu Leuneg beschäftigte Bahnwärter Knorz mitmachen. Der Mann ging mit dem Weichenhelfer plaudernd am äußersten Ende des Bahnhofes über die Gasse, als der Personenzug nach Born heranbrauste. Dichtes Schneegestöber wehrte die Fernsicht und die hohen Schneemassen dämpften das Geräusch des heranrollenden Zuges, jedoch die Weiden von dessen Annäherung nichts merkten. Der Weichenhelfer erhielt von der Maschine einen Stoß und wurde mit zerbrochenem Schlüsselbein zur Seite geschleudert. Knorz gerieth unter die Maschine und wurde von einem Haken erfasst. In der Todesangst hielt er sich an der Bremstange des Zuges fest, während seine Beine auf einer Radachse lagen. So mußte er die Fahrt bis Born mitmachen. Er ist schwer verletzt worden.

Ein ebenso wichtiger, wie weiterfahrener Arzt war Johann Peter Frank, der im Anfange dieses Jahrhunderts in Wien wirkte, und von dem die drohligsten Geschichten und Anekdoten erzählt werden. Hatte er doch sogar auf seinem Sterbebette seinen Biß nicht verloren! An seinem Lager saßen nämlich acht seiner Kollegen bereit, als der Sterbende laut aufschrie und sagte: „Mir fällt der französische Grenadier auf dem Schlachtfelde von Bagras ein, der von acht Kugeln durchbohrt delag, Sapperment,“ rief er, „acht Kugeln braucht man also, um einem französischen Grenadier das Leben zu nehmen!“ — Als ihn einst eine Dame fragte, wie es komme, daß er so viele Patienten habe, erwiderte er: „Das ist sehr einfach, ich habe drei tüchtige Agenten, die ganz unentgeltlich

für mich arbeiten und mir Patienten zuführen, sie heißen: Armut, Unmäßigkeit und Einbildung!“ — Er hatte also schon ganz richtig erkannt, daß aus dem Gegensatz von Ueberfluß und Mangel in der heutigen Gesellschaft zu einem gutem Theile all die unzähligen Gebrechen der modernen Menschheit resultieren!

Die Unmenslichkeiten der spanischen Justiz, die wir in unserem Blatte sehr eingehend geschildert haben, veranlaßten Vertreter der verschiedensten Standpunkte in der Beurteilung öffentlicher Fragen, so Bebel, M. von Egidy, G. v. Forell, Johannes Gutzzeit, Landrichter Krecke, Bäckermeister G. Müller, Friedrich Spielhagen, Dr. Bruno Wille eine Erklärung folgenden Inhalts der Presse zu übermitteln:

„Auf dem Wege über Frankreich sind auch in deutsche Zeitungen Mittheilungen gelangt über Vorgänge, die sich bei dem jetzt in Barcelona stattfindenden Verfahren gegen einen Bombenwerfer und dessen wirkliche oder vermeintliche Mitwisser zugezogen haben sollen. Es ist von grauenigen Mißhandlungen und Torturen die Rede. Das Verlangen macht sich in unserem Volke bemerkbar, möglichste Wahrheit über diese Vorgänge zu erfahren. In dem Maße, als es notwendig ist, etwaige falsche oder übertriebene Behauptungen als solche baldmöglichst zu kennzeichnen, in dem Maße, als es wünschenswert ist, etwaige falsche Kundgebung der Entrüstung niederzuhalten, in dem Maße ist es geboten, für Aufklärung nach dieser Richtung hin besorgt zu sein. Die Strömung im Volke, die sich durch Gesetze der Menschlichkeit und der Gerechtigkeit an den behaupteten Vorgängen betheiligigt fühlt, ist zu gewaltig, als daß sie unberücksichtigt bleiben dürfte.“

Der einzelne und selbst eine Verbindung einzelner ist den hier in Frage kommenden Dingen gegenüber unfähig, die für ihre Beurteilung notwendige Grundlage zu schaffen. Als berufen, in der angeordneten Richtung zu wirken, erscheint vielmehr in erster Linie unsere Presse; voran die größeren Organe der öffentlichen Meinung, ohne jeden Unterschied des Standpunktes, den diese Organe gegenüber der politischen Ansicht der in Frage kommenden Männer einnehmen.

Wir richten somit an die sehr geehrte Redaktion die ganz ergebene Bitte, die Ungelegenheit einer ersten Beachtung zu unterziehen, insonderheit ihr möglichstes zu thun, die Wahrheit über die behaupteten Vorgänge festzustellen, und uns sehr gefällige Mittheilungen nach dieser Richtung hin zukommen lassen zu wollen; bitte zu Händen Herrn Fr. Spielhagen's, Charlottenburg, Kantstraße 165.“

Aus der Delikatessenküche der Birmanen. Die in Hinterindien wohnenden Birmanen erinnern in der Wahl ihrer Lieblings Speisen sehr stark an die Chinesen. Zu ihren Hauptdelikatessen gehört das „Ngapie“, das von den Forschungsreisenden als der Schrecken aller europäischen Nasen bezeichnet wird. Man stellt es folgendermaßen her: Fische werden in die Erde vergraben und bleiben dort so lange, bis sie stark in Verwesung übergegangen sind. Dann nimmt man sie heraus, macht sie mit ranziger Butter ein und verspeist sie. Originell ist dabei, wie der Birmane, dem als Buddhaist das Töten von Thieren strengstens untersagt ist, dieses Religionsgesetz umgeht. Die gefangenen Fische werden nicht getödtet, sondern in die Sonne gelegt, damit sie sich „nach der langen Nässe endlich abtrocknen können. In Wirklichkeit bleiben die Thiere so lange in der Sonne liegen, bis sie sterben. Der Birmane beruhigt sein Gewissen damit, daß er die beste Absicht gehabt habe, und wenn die Fische absterben, so sei dies ihre Schuld. Der Ethnologe Bastian erzählt in einem seiner Werke, daß über ganz Birma eine von diesem Ngapie verpestete Atmosphäre lagere. — „Bornehme“ Europäer huldigen übrigens demselben Geschmack. Sie essen keinen Haken, keinen Rehzimmer, wenn er nicht stark „wildelt“, d. h. stinkt. In den „feinen“ Hotels leben die Köche in der steten Angst, sich durch die splitternden Wildknochen eine Blutvergiftung zuzuziehen.

Am 1. Juli Helldreich nach einem ersten Hundstößen den Baron als Gast in dem kleinen Hause, diesmal aber konnte er den Empfang seines Abendgastes nicht beobachten; derselbe fand im Innern der Stube, nachdem sein Jantar nicht reichte, saß.

Der Besuch war nur von kurzer Dauer, nach kaum fünf Minuten öffnete sich die Hausthür plötzlich, der Baron sprang mit beschleunigtem Schritt aus derselben und drückte mit der gehaltenen Faust nach. Der alte Herr stand noch in der Thür, er schaute dem Jantar mit demüthigen Gesicht nach.

Helldreich war am liebsten zurückgegangen, um den Baron nachzufragen und zu pöbeln, denn selber hatte er den wichtigen alten Herrn schon beobachtet, das aber ging ihm nicht an, so wollte er also den lächerlichen Baron, gegen den er einen unüberwindlichen Haß fühlte, ohne Rücksicht zurücklassen.

Die Stunden, welche Helldreich am Fenster seines Dachstübchens verlebte, waren für ihn die glücklichsten des Tages. Er hatte jetzt das Klagen nicht für eine notwendige Behauptung hinzugefügt.

Die Frage er sich, ob er wohl glücklich sein würde, wenn es ihm gestattet wäre, hinüberzugehen in das kleine Haus nach dem mit ihm, deren Stimme er noch nicht einmal gehört hatte, zu plaudern? Er wollte sich keine Antwort auf diese Frage zu geben, denn glücklicher als er war, konnte er überhaupt werden.

Er hatte kaum einen anderen Wunsch, als den, noch Jahre lang, so lang, bis er es an geeigneter Mann vor die Gehirne treten konnte, ihr unentgeltlich gegenüber stehen zu können, aber dieser Wunsch sollte nicht erfüllt werden; früher als er es dachte, wurde sein Schicksal mit dem Jantar verknüpft.

V.

In einem Abend des Februar lebte Helldreich später als gewöhnlich in seine Wohnung zurück. Er hatte zufällig einen Schulfreund getroffen, war mit diesem in einem Biergarten bei traulicher Unterhaltung länger geblieben, so daß es von der nahen Kirche elf Uhr schlug, als er in der Nähe seiner Wohnung kam. Alter Gewohnheit nach fiel sein erster Blick auf das kleine Haus. Hinter dem geschlossenen Fensterladen strahlte noch der Schein eines Lichtes. Schon dieses fiel ihm auf, denn die Bewohner des kleinen Hauses pflegten sehr regelmäßig, gegen zehn Uhr, zu Bett zu gehen; noch aufständiger aber war es, daß die Hausthür halb offen stand.

Helldreich blieb stehen; er war einen Augenblick zweifelhaft, ob er sich nicht von der Ursache der ihn in Stunen setzenden Erscheinung überzeugen sollte. Wie leicht konnte in dem nur von Vater und Tochter, einem schwachen Greis und einem jungen Mädchen bewohnten Zimmer ein Einbruch verübt sein! Aber welches Recht hatte er, der Fremde, sich um Verhältnisse zu kümmern, die ihn nichts angingen? Die Hausthür stand wahrscheinlich mit Absicht der Bewohner offen, dafür sprach schon das leuchtende Licht in der Wohnstube.

Dieser aller dieser Bemerkungen konnte sich Helldreich doch nicht enthalten, nach seiner Dachstube hinaufzugehen; er ging auf der Straße auf und nieder, indem er stets das kleine Haus, dem er sich nach und nach mehr näherte, im Auge behielt. Endlich blieb er haltend vor dem geschlossenen Fensterladen stehen. Er hörte eine laute, harte, männliche Stimme, die sich in einem drohenden Tone hören ließ, eine andere Stimme antwortete, leiser, die Stimme eines Mannes, aber weich, milder, es lag fast ein Anzeichen der Furcht in dem Ton. Die Worte,

welche gesprochen wurden, waren unverständlich, denn der Schall brach sich an dem geschlossenen Fenster. Helldreich konnte nicht weiter. Er fühlte, daß hier irgend etwas nicht richtig war, daß seine Hilfe bald notwendig werden könne, und er hatte sich nicht getäuscht. Das Gespräch im Innern wurde lauter, die drohende Stimme ließ sich schärfer und härter hören, plötzlich tiefe Stille und dann — ein gellender Hilferuf.

Sich nächsten Augenblick hatte Helldreich die Hausthür ganz aufgerissen, das Licht der Laterne vom gegenüberstehenden Hause fiel in den kleinen Flur und ließ ihn die linker Hand nach der Stube, aus der der Hilferuf gekommen war, führende Thür erkennen; er riß sie auf und sah seine schlimmsten Ahnungen bestätigt. Der Vater seiner Geliebten befand sich in der drohendsten Gefahr. Er rang mit einem kräftigen jungen Manne, in welchem Helldreich auf der Stelle jenen verhassten Baron erkannte, aber der Kampf war fast beendet, schon hatte der Jüngling den alten Mann überwältigt, ihn auf das kleine Sopha niedergedrückt, seine mörderische Hand umkrallte schon den Hals des Alten. — Willst Du das Geld geben, Dösel, oder nicht? — zischte er mehr, als er sprach. — „Ja, ja oder ich drücke“ — Er konnte nicht ausreden, denn ein gewaltiger Faustschlag, von Helldreich's muskelkräftiger Hand geführt, ließ ihn zurücktaumeln.

Der Alte sprang sofort wieder auf; er schaute einen Moment etwas verwirrt um sich, denn der mörderische Druck seines Halses hatte ihn fast der Besinnung beraubt, aber er sagte sich schnell. „Fort mir Dir, Hugo!“ rief er mit noch zitternder Stimme, „der heutige Abend hat das letzte Band zwischen uns zerschnitten. Wage es nie wieder, Dich bei mir sehen zu lassen, wenn Du nicht willst, daß ich Dich dem Gerichte übergebe.“ —

(Fortsetzung folgt.)